

Woche 1

Johanna Kinkel: Der Musikant (Auszug)

Zur
Einleitung

Tillchen, die Tochter eines wohlhabenden Bonner Brauereibesitzers, begleitet ihre Mutter zur Kur nach Kessenich, einem kleinen Ort vor den Toren der Stadt. Dort lernt sie Franz, den Sohn des benachbarten Wirts, kennen. Als Geiger ist er für die Unterhaltung der Gäste zuständig. Tillchen und Franz kommen sich näher und schließlich hält Franz beim Brauer um die Hand der Tochter an.

Der Brauer ist allerdings gar nicht begeistert davon, dass Tillchen als Tochter aus bürgerlichem Haus einen Musiker heiraten will. Als die beiden Verliebten dann trotzdem – gegen den Willen des Vaters – heiraten, bricht der jeden Kontakt zu seiner Tochter ab. Zu stark sind seine Vorurteile und die Überzeugung, dass ein Musiker ihm nicht ins Haus kommen solle.

Franz übernimmt nach der Hochzeit den Hof seines Vaters und führt ihn so erfolgreich, dass er sogar die umliegenden Obstgärten erwirbt. Nach und nach wird er auch von Tillchens Familie akzeptiert – mit Ausnahme des Vaters. Als Tillchens Bruder heiraten will, stellt dessen angehender Schwiegervater, Bruder des Brauers und ein reicher Kohlenhändler, eine Bedingung: Die anstehende Hochzeit soll nur dann stattfinden, wenn der Brauer sich mit seiner Tochter aussöhnt und die Spaltung in der Familie endlich überwunden wird.

Auf der Feier stehen sich Vater, Schwiegersohn und Tillchen mit ihrem Kind dann gegenüber:

Nun wagte sich der Schwiegersohn vor, und sagte leise: „Mein hochgeehrter Herr Vater, wenn Ihnen meine Gegenwart unangenehm ist, so will ich mich sogleich wieder entfernen.“ Der Brauer brummte halblaut, ohne aufzuschauen: „Sie sind ja hier nicht in meinem Haus!“

Des Kohlenhändlers Gesicht wurde immer zorniger und röther; eben wollte er heftig losbrechen - da nahm Tillchen ihrer Magd, die schüchtern vor der Thüre stehen geblieben war, das Kind vom Arme, welches laut aufjauchzte und ihr sein: „Aidai-dai“ entgegenlallte. Unwillkürlich blickte der Großvater hin, und erschrocken über seines Herzens Bewegung stampfte er mit dem Fuße. Gleichsam als wolle er seinen Grimm neu beleben, zwang er sich, das Auge auf den verhaßten Musikanten zu richten. Sein Vorurtheil gegen diesen Stand hatte seiner Phantasie den Franz stets als einen etwas ruppigen, tölpelhaften Landstreicher ausgemalt. Wie sank ihm der Hochmuth, als er mit dem durchbohrendsten Blick nichts entdecken konnte, das zu seiner Lieblingsvorstellung von einem Musikanten paßte. Der junge Mann sah ganz verständig und ehrbar aus, hatte eine schöne männliche Haltung, und war durchaus nicht im Bänkelsängerstyl gekleidet, sondern so, daß er für einen Kirchenvorstand passiren konnte. Er verglich ihn mit allen Umstehenden, und fand halb mit Verdruß, halb mit Vergnügen, daß er sich seiner nicht zu schämen habe - hinge ihm nur der Schandfleck nicht an, daß er ehemals zur Kirmes aufgespielt hatte.

Die allgemeine Stille unterbrach plötzlich der Kohlenhändler mit einer fast donnerähnlichen Stimme: „Sollen wir heute Hochzeit halten oder nicht? Des Prattens bin ich müd. Ich bin auch kein Wimpel auf dem Dach, und auch mein Willen ist wie ein Eichenbaum, das werd' ich zeigen!“

Dieser unvorsichtig ausgesprochene Wahlspruch gab dem Brauer seinen ganzen Trotz wieder. Fest richtete er sich auf, um das Zimmer zu verlassen. Da stand ihm seine Tochter mit dem Enkel noch im Wege. Der Kleine sah die stattliche Weste mit den glänzenden Knöpfen, streckte helljauchzend beide Händchen danach aus und klammerte sich fest an den Großvater an. Da brach der Alte schluchzend zusammen, so daß ihn der Schwiegersohn mit seinen Armen stützen mußte. Er stieß ihn nicht weg, so wenig als die Tochter, die er nun mit dem Kinde zitternd und weinend in die Arme faßte.

Die Hochzeit des Sohnes wurde an dem Tage gefeiert.

Text nach: Gottfried und Johanna Kinkel: Erzählungen, dritte durchgesehene Auflage, Stuttgart 1883, Ss. 62-64.

Der Text

„Auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut“ betet Maria in ihrem Jubel über Gott. Ist das nicht merkwürdig? Im Normalfall freue ich mich nicht besonders, wenn jemand meine „Niedrigkeit“ anschaut. Wahrscheinlich, weil das bei uns Menschen doch eher so abläuft, wie beim Vater in der Erzählung von Johanna Kinkel...

Wie oft werde ich selbst in irgendwelche Schubladen gesteckt: Als Kölner bin ich natürlich Karnevalsjeck, als Mann liebe ich selbstverständlich Fußball, als Christ widerspreche ich naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, als Akademiker bin ich automatisch zu verkopft und Menschen in ihren 30ern kennen sich alle super mit Computern aus und können jedes Problem lösen... Manche von diesen Vorurteilen sind für mich in erster Linie nervig, manche haben aber auch dazu geführt, dass mir Chancen verwehrt geblieben sind. Manchmal, weil ich nicht die Energie hatte, dagegen anzukämpfen. Auf manche Kämpfe habe ich mich auch eingelassen, aber sie haben Beziehungen nachhaltig belastet und ich spüre bis heute die Narben, die sie hinterlassen.

Wie oft verstellt auch mir der erste Eindruck von einem Menschen den Blick darauf, wer dieser Mensch eigentlich wirklich ist. Vielleicht aus eigenen Vorerfahrungen heraus, oder ich bin von meinem Umfeld schon so geprägt, dass es mir gar nicht erst in den Sinn kommt, dass die Bratscherin neben mir vielleicht gar nicht so langsam und der Solotenor gar keine Diva ist... Und immer wieder führt dann das eine zum anderen: Ich spüre, wie ich von jemandem nur oberflächlich wahrgenommen und unfair verurteilt werde und baue nach und nach immer mehr Vorurteile gegenüber „solchen Leuten“ auf.

Und irgendwann gehen meine Vorurteile sogar so weit, dass ich sie auf mich selbst anwende: Meine Leistung kann nicht gut genug sein, weil ich dafür nicht der Typ bin. Ich bin einfach nicht klug genug, habe nicht den richtigen Abschluss, habe nicht den Kurs bei diesem einen berühmten Lehrer besucht... Und nicht nur meine Leistung reicht nicht, ich habe auch das Gefühl, als Person nichts wert zu sein!

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der HERR“ heißt es in Jesaja 55,8. Wie gut, dass das so ist! Wenn Gott mich ansieht, dann zählt nicht mein Selbstbild oder was ein Brauer, Schwiegervater oder sonst jemand von mir denkt. Gottes Blick ist voller Güte. So kann Maria darüber jubeln, dass er gerade *sie* in ihrer Niedrigkeit sieht und nennt ihn „meinen Retter“. Auch ich will mich daran erinnern, dass Gott mich gerade in meinen „niedrigen“ Momenten mit diesem Blick der Gnade und Liebe anschaut. Und so wie die Berührung des kleinen Kindes in der Erzählung die Vorurteile des Vaters zusammenbrechen lässt, will ich mich auch von Gott - der in Jesus ja selbst Kind wurde - anrühren und verändern lassen.

Wo erlebst du „Schubladendenken“ - auch bei dir selbst?
Wo bist du in negativen Selbstbildern gefangen?
Erlebst du Gott dort als deinen Retter?
Was möchtest du mit Gott besprechen?